



JOHN LE CARRÉ

MARIONNETTEN
Roman
LE SEPROBÉ



ullstein

I

Von einem türkischen Schwergewichtsmeister, der Arm in Arm mit seiner Mutter eine Hamburger Straße entlangspaziert, kann wohl niemand verlangen, daß er es bemerkt, wenn ihn ein klappriger junger Mann im schwarzen Mantel verfolgt.

Big Melik, wie er bei seinen zahlreichen Bewunderern hieß, war ein gutmütiger Riese, etwas zottelig, etwas zerzaust, mit einem breiten, von Herzen kommenden Grinsen, schwarzem Pferdeschwanz und einem unbeschwerten, wiegenden Gang, der auch ohne seine Mutter den halben Bürgersteig einnahm. Mit seinen zwanzig Jahren war er in seiner kleinen Welt eine Berühmtheit, und das nicht nur wegen seiner Verdienste im Boxring: er war Jugendsprecher seines islamischen Sportvereins, er war dreimaliger norddeutscher Vizemeister über hundert Meter Schmetterling, und samstags feierte er im Fußballtor Triumphe.

Wie die meisten sehr großen Menschen war er es außerdem eher gewohnt, Blicke auf sich zu ziehen, als um sich zu blicken: auch das ein Grund, warum der klapprige Junge ihm drei Tage am Stück unbemerkt folgen konnte.

Zum erstenmal wurde er auf ihn aufmerksam, als er mit seiner Mutter Leyla aus dem Al-Umma-Reisebüro kam, wo sie Flüge für die Hochzeit seiner Schwester in ihrem Heimatdorf in der Nähe von Ankara gebucht hatten. Melik spürte, daß ihn jemand anstarrte, sah sich um und fand sich Angesicht in Angesicht mit einem sehr großen, entsetzlich mageren jungen Mann mit struppigem Bart, geröteten, tief in den Höhlen liegenden Augen und einem langen schwarzen Mantel, in

dem drei Zauberer Platz gehabt hätten. Er trug eine schwarzweiße Kefije um den Hals und über der Schulter eine Satteltasche aus Kamelleder, wie Touristen sie als Mitbringsel kaufen. Von Melik sah er zu Leyla, dann wieder zu Melik, immer mit dem gleichen unverwandt-flehenden Blick aus glühenden, eingesunkenen Augen.

Trotzdem hätte die Verzweiflung, die der Junge ausstrahlte, Melik nicht übermäßig nahegehen müssen, denn das Reisebüro lag am Vorplatz des Hamburger Hauptbahnhofs, der zu jeder Tages- und Nachtzeit von verlorenen Seelen aller Art bevölkert war: deutschen Obdachlosen, Asiaten, Arabern, Afrikanern oder auch Türken wie Melik, die es nur schlechter getroffen hatten als er – ganz zu schweigen von den Beinamputierten auf Elektrowägelchen, Dealern und ihren Kunden, Bettlern mit ihren Hunden oder dem siebzigjährigen Cowboy mit Stetson und silberbeschlagener Lederreithose. Wenige hier hatten Arbeit, und eine Handvoll hätten deutschen Boden gar nicht erst betreten dürfen und wurden im Zuge einer gezielten Verelendungspolitik bestenfalls geduldet, bis die Abschiebung sie erteilte, für gewöhnlich im ersten Morgengrauen. Nur Neuankömmlinge oder die ganz Verwegenen gingen das Risiko ein. Erfahrenere Illegale machten einen großen Bogen um den Bahnhof.

Ein zweiter guter Grund, den Jungen zu ignorieren, war die klassische Musik, mit der die Stadt über eine Batterie strategisch verteilter Lautsprecher diesen Teil des Bahnhofs beschallte: Musik, die nicht dazu gedacht war, unter den Zuhörern Wohlbehagen zu verbreiten, sondern, im Gegenteil, sie zu vertreiben.

Doch trotz alledem prägte sich das Gesicht des klapprigen Jungen Melik ein, und einen flüchtigen Moment lang schämte er sich für sein eigenes Glück. Aber warum eigentlich, verdammt? Etwas Phantastisches war geschehen, und er konnte es kaum erwarten, seine Schwester anzurufen und ihr zu erzählen, daß Leyla, die sechs Monate nicht vom Sterbebett ihres Mannes gewichen war und sich dann ein Jahr lang die Seele aus dem Leib getrauert hatte, jetzt plötzlich übersprudelte vor Vorfreude auf die Hochzeit ihrer Tochter und auf-

geragt überlegte, welches Kleid sie anziehen sollte, ob die Mitgift auch üppig genug war und ob der Bräutigam wirklich so blendend aussah, wie jeder, allen voran Meliks Schwester, behauptete.

Was also sollte Melik davon abhalten, in die Fröhlichkeit seiner Mutter einzustimmen? – denn das tat er, aus vollem Herzen, den ganzen Weg bis nach Hause. Es war die Stille, die den Jungen umgab, entschied er später. Diese Falten, die sich in ein Gesicht gegraben hatten, das so jung wie sein eigenes war. Dieser Hauch von Winter an einem strahlenden Frühlingstag.

* * *

Das war am Donnerstag.

Und am Freitagabend, als Melik und Leyla zusammen aus der Moschee kamen, stand er wieder da, derselbe Junge mit seiner Kefije und dem überdimensionalen Mantel, in den Schatten eines schmuddeligen Hauseingangs gedrückt. Diesmal fiel Melik auf, daß der magere Körper leicht Schlagseite hatte, so als hätte ihm jemand einen Rippenstoß verpaßt, nach dem er sich lange nicht wieder hatte aufrichten können. Und seine Augen glühten noch beschwörender als am Vortag. Melik erwiderte seinen Blick, bereute es prompt und sah weg.

Und dieses zweite Zusammentreffen war um so unwahrscheinlicher, als Leyla und Melik so gut wie nie in die Moschee gingen, auch in keine gemäßigte, türkischsprachige. Seit den Anschlägen vom elften September waren die Hamburger Moscheen gefährliche Orte geworden. Ein einziger Besuch in der falschen – oder in der richtigen, aber beim falschen Imam –, und man landete mitsamt der ganzen Sippschaft für alle Zeit auf der Verdächtigenliste der Polizei. Niemand bezweifelte, daß in fast jeder Gebetsreihe ein vom Staat bezahlter Informant kniete. Niemand, sei er Muslim, Polizeispitzel oder beides, konnte vergessen, daß der Stadtstaat Hamburg, ohne es zu ahnen, drei der Attentäter vom elften September nebst weiteren Zellenmitgliedern und Mitverschwörern be-

herbergt hatte und daß Mohammed Atta, der mit dem ersten Flugzeug in die Zwillingstürme gekracht war, in einer bescheidenen Hamburger Moschee zu seinem grimmigen Gott gebetet hatte.

Ohnehin waren Melik und seine Mutter in Glaubensdingen etwas nachlässig geworden, seit sein Vater gestorben war. Sicher, der alte Herr war gläubiger Muslim gewesen, sogar Laienprediger. Vor allem jedoch war er ein militanter Kämpfer für die Rechte der Arbeiter, darum hatte er die Heimat ja verlassen müssen. In die Moschee waren sie einzig deshalb gegangen, weil es die impulsive Leyla plötzlich dazu gedrängt hatte. Sie war glücklich. Die Trauer lockerte ihren eisernen Griff. Aber der erste Todestag ihres Mannes stand bevor. Sie mußte Zwiesprache mit ihm halten und die frohe Nachricht mit ihm teilen. Das große Freitagsgebet hatten sie schon verpaßt, weshalb sie eigentlich auch zu Hause hätten beten können. Doch Leylas Laune war Gesetz. Mit dem unwiderlegbaren Argument, daß private Bittgebete größere Erfolgchancen haben, wenn sie am Abend dargebracht werden, hatte sie durchgesetzt, daß sie die letzte Gebetsstunde des Tages besuchten, was gleichzeitig hieß, daß die Moschee nahezu leer war.

Weswegen Meliks zweites Zusammentreffen mit dem Jungen, genau wie das erste, purer Zufall sein mußte. Was sollte es sonst sein? Das zumindest sagte sich, schlichten Gemüts, der gutherzige Melik.

* * *

Am nächsten Tag, Samstag, fuhr Melik seinen reichen Onkel väterlicherseits in dessen Kerzenfabrik am anderen Ende der Stadt besuchen. Zu Lebzeiten seines Vaters hatte es zwischen den Brüdern Spannungen gegeben, aber seit seinem Tod hatte er die Freundschaft des Onkels schätzensgelernt. Er stieg in den Bus, und was sah er? Keinen anderen als den klapprigen Jungen, der unter ihm im Wartehäuschen saß und ihm hinterherchaute. Und als er sechs Stunden später an derselben Haltestelle wieder ausstieg, war der Kerl immer noch da, in

seine Kefije und den Zauberermantel gehüllt, in dieselbe Ecke des Unterstands gekauert wie zuvor, wartend.

Bei seinem Anblick wurde Melik, den das Gebot Gottes dazu verpflichtete, alle Menschen gleichermaßen zu lieben, von einer ganz unfrommen Abneigung gepackt. Von dem Jungen schien ein Vorwurf auszugehen, und den nahm er ihm übel. Schlimmer noch, er hatte trotz seines erbärmlichen Zustands etwas Hochmütiges an sich. Was bezweckte er überhaupt mit diesem lächerlichen schwarzen Mantel? Hielt er sich damit für unsichtbar? Oder wollte er irgendwem weismachen, er wäre so unbeleckt von westlichen Gebräuchen, daß er nicht wußte, was für ein Bild er in dem Ding abgab?

Egal. Melik war entschlossen, ihn abzuschütteln. Statt ihn also anzusprechen und sich zu erkundigen, ob er Hilfe brauchte oder krank war, wie er es andernfalls sicher getan hätte, nahm er mit langen Schritten Kurs auf zu Hause, in der beruhigenden Gewißheit, daß diese halbe Portion nie mit ihm würde mithalten können.

Die Sonne schien ungewöhnlich heiß für einen Frühlingstag, das Pflaster glühte förmlich. Dennoch schaffte es der Junge auf wundersame Weise, auf dem belebten Gehsteig mit Melik Schritt zu halten: humpelnd und keuchend, röchelnd und schwitzend, mit vereinzelt ungelungenen Hüpfen dazwischen, als litte er Schmerzen, schloß er an jeder Kreuzung wieder zu ihm auf.

Und als Melik das winzige Backsteinhaus betrat, das seine Mutter nach mehreren Jahrzehnten eisernen Sparens fast vollständig abbezahlt hatte, konnte er nur ein paarmal durchatmen, ehe die Türklingel ihren Dreiklang ertönen ließ. Und als er wieder nach unten ging, stand auf der Türschwelle der klapprige Junge mit seiner Satteltasche über der Schulter. Seine Augen loderten wild von der Anstrengung des Laufens, über sein Gesicht strömte der Schweiß wie ein Sommerregen, und in seiner zitternden Hand hielt er ein Stück braune Pappe, auf der in türkischer Sprache stand: *Ich bin ein muslimischer Medizinstudent. Ich bin müde und ich möchte bei Ihnen wohnen. Issa.* Und wie um die Botschaft noch zu unterstrei-

chen, hing um sein Handgelenk ein schmales Goldkettchen, von dem ein winziger goldener Koran baumelte.

Aber Melik stank die Sache inzwischen gewaltig. Gut, er war vielleicht nicht die größte Leuchte, die seine Schule jemals hervorgebracht hatte – aber sollte er sich deshalb schuldig und minderwertig fühlen, nur weil ein Bettler mit Starallüren sich an seine Fersen heftete und ihn belästigte? Seit sein Vater tot war, fiel Melik die stolze Rolle des Hausherrn und Beschützers seiner Mutter zu, und zum krönenden Beweis hatte er weiterverfolgt, was sein Vater nicht mehr hatte zu Ende bringen können: als türkischer Einwanderer in der zweiten Generation hatte er gemeinsam mit seiner Mutter den langen, steinigen Weg zur deutschen Staatsbürgerschaft angetreten, auf dem jede Facette ihres Lebenswandels unter die Lupe genommen werden würde und acht Jahre untadeligen Betragens die erste Bedingung waren. Das letzte, was seine Mutter oder er brauchen konnten, war ein geisteskranker Penner, der sich für einen Medizinstudenten hielt und an ihrer Haustür bettelte.

»Mach, daß du wegstommst«, befahl er dem Jungen barsch auf türkisch und pflanzte sich breit in die Tür. »Hau ab. Hör auf, uns hinterherzulaufen, und laß dich hier nicht mehr blicken.«

Die einzige Reaktion auf dem ausgemergelten Gesicht war ein Zucken, als hätte jemand ihn geschlagen. Melik wiederholte seine Aufforderung auf deutsch. Aber als er die Tür zu knallen wollte, stand hinter ihm auf der Treppe Leyla und sah über seine Schulter auf den Jungen und auf das Pappschild, das unkontrolliert in seiner Hand zitterte.

Und er sah, daß sie schon Tränen des Mitleids in den Augen hatte.

* * *

Der Sonntag verging, und am Montag erfand Melik eine Ausrede, um nicht in der Gemüsehandlung seines Cousins in Wellingsbüttel antreten zu müssen. Er wolle daheim bleiben und für die Boxmeisterschaften trainieren, sagte er seiner

Mutter. Er müsse in den Kraftraum und ins Trainingsbad. Aber in Wirklichkeit war es ihm einfach nicht geheuer, sie mit einem baumlangen, größtenwahnsinnigen Irren allein zu lassen, der, wenn er nicht betete oder die Wand anstarrte, im Haus herumstrich und liebevoll alle Gegenstände berührte, als erinnerte er sich noch von früher an sie. Melik ließ auf seine Mutter nichts kommen, aber seit dem Tod ihres Mannes verließ sie sich für seinen Geschmack etwas zu stark auf ihr Gefühl. All die Auserwählten, die sie einmal ins Herz geschlossen hatte, konnten für sie nichts verkehrt machen. Issas Sanftmut, seine Schüchternheit und das jähe Aufleuchten, das manchmal über seine Züge glitt, verschafften ihm sofortige Aufnahme in diesen illustren Kreis.

Den Montag und auch den Dienstag verbrachte Issa mit wenig anderem als Schlafen, Beten und Baden. Um sich mit ihnen zu verständigen, sprach er ein gebrochenes, sonderbar kehlig klingendes Türkisch, schwallweise, verstohlen, als sei ihm das Reden verboten, und dabei doch, nach Meliks Meinung zumindest, auf eine schwer greifbare Art belehrend. Ansonsten aß er. Wohin um Himmels willen steckte er nur all die Essensmengen? Melik konnte in die Küche kommen, zu welcher Tageszeit er wollte: immer saß Issa da, den Kopf über eine Schale mit Lammfleisch, Reis und Gemüse gebeugt, unermüdlich löffelnd, während seine Augen von einer Seite zur anderen huschten, damit ihm nur ja niemand einen Bissen wegnahm. Wenn er fertig war, wischte er die Schale mit einem Stück Brot aus und vertilgte es, worauf er mit einem gemurmelt »Gelobt sei Gott« und einem schwachen Grinsen auf dem Gesicht, als hätte er ein Geheimnis, das ihm für andere zu schade war, zur Spüle schlich und die Schale auswusch, ein Benehmen, das Leyla ihrem Sohn oder ihrem Mann nie und nimmer hätte durchgehen lassen. Die Küche war ihr Reich. Männer mußten draußen bleiben.

»Und wann fängst du mit deinem Medizinstudium an, Issa?« fragte Melik ihn beiläufig, so daß seine Mutter es hören konnte.

»Mit Gottes Willen wird es bald sein. Ich muß kräftig sein. Ich darf nicht Bettler sein.«

»Du brauchst eine Aufenthaltserlaubnis, das weißt du? Und einen Studentenausweis. Und dann noch ungefähr hunderttausend Euro für Wohnung und Essen. Und einen flotten kleinen Flitzer, um mit deinen Freundinnen spazierenzufahren.«

»Gott ist barmherzig. Wenn ich nicht Bettler mehr bin, er gibt mir.«

Solche Gelassenheit ging in Meliks Augen über bloßes Gottvertrauen hinaus.

»Der Kerl wird langsam richtig teuer, Mutter«, beschwerte er sich, als er Issa sicher auf dem Speicher wußte. »Dieses pausenlose Gemampfe! Das Wasser, das der verbraucht!«

»Nicht mehr als du, Melik.«

»Schon, aber er ist ja nicht ich, oder? Wir wissen nicht, wer er ist.«

»Issa ist unser Gast. Wenn er wieder bei Kräften ist, werden wir mit Allahs Hilfe seine Zukunft besprechen«, erwiderte seine Mutter pathetisch.

Issas glücklose Versuche, sich unsichtbar zu machen, trugen nur zu Meliks Verstimmung bei. Ob er die enge Diele entlanghuschte oder sich anschickte, die Leiter zum Speicher hinaufzuklettern, wo Leyla ihm sein Bett bereitet hatte, immer legte er diese übertriebene Rücksichtnahme an den Tag – machte demütige Rehaugen und drückte sich flach gegen die Wand, um Melik oder Leyla vorbeizulassen.

»Issa war im Gefängnis«, verkündete Leyla eines Morgens zufrieden.

Melik war entgeistert. »Weißt du das sicher? Der Mann ist ein Knacki? Weiß die Polizei davon? Hat er es dir *erzählt*?«

»Er hat gesagt, im Gefängnis in Istanbul gab es immer nur ein Stück Brot und eine Schale Reis am Tag«, sagte Leyla, und bevor Melik noch mehr einwenden konnte, schob sie einen Lieblingsspruch ihres Mannes hinterher: »Wir ehren unseren Gast und stehen all denen bei, die in Not sind. Kein Werk der Barmherzigkeit wird im Jenseits unbelohnt bleiben«, deklamierte sie. »War nicht auch dein Vater in der Türkei im Gefängnis, Melik? Nicht jeder, der ins Gefängnis kommt, ist ein Verbrecher. Für Menschen wie Issa und deinen Vater ist das Gefängnis eine Auszeichnung.«

Aber Melik wußte, daß sie noch andere Gedanken in ihrem Herzen bewegte, mit denen sie nicht so ohne weiteres herausrücken würde. Allah hatte ihre Gebete erhört. Er hatte ihr einen zweiten Sohn geschickt, als Ersatz für den Ehemann, der ihr genommen worden war. Die Tatsache, daß er ein illegaler, halbirrer Knastbruder mit krankhaft übersteigertem Selbstwertgefühl war, schien sie nur am Rande zu interessieren.

* * *

Er war aus Tschetschenien.

Soviel konnten sie am dritten Abend feststellen, als Leyla sie alle beide überraschte, indem sie ein paar Sätze auf tschetschenisch in den Raum warf, etwas, was Melik sein Lebtag nicht von ihr gehört hatte. Issas abgehärmtes Gesicht erstrahlte in einem verblüfften Lächeln, das ebenso schnell wieder verschwand, und dann verstummte er vollends. Dabei war die Erklärung für Leylas Sprachkünste denkbar harmlos. Als kleines Mädchen in ihrem türkischen Dorf hatte sie mit tschetschenischen Kindern gespielt und ein paar Brocken ihrer Sprache aufgeschnappt. Sie hatte gleich den Verdacht gehabt, daß Issa Tschetschene sein müsse, aber nichts gesagt, denn mit den Tschetschenen sei das so eine Sache.

Er war aus Tschetschenien, und seine Mutter war tot, und alles, was ihm von ihr geblieben war, war das goldene Kettchen mit dem Koran daran, das sie ihm umgelegt hatte, bevor sie starb. Aber wann und wie sie gestorben war und wie alt er gewesen war, als er das Kettchen geerbt hatte, waren Fragen, die er entweder nicht verstand oder nicht verstehen wollte.

»Die Tschetschenen werden von allen gehaßt«, erklärte Leyla Melik, während Issa gesenkten Hauptes seinen Teller leer schaufelte. »Aber nicht von uns. Hörst du, Melik?«

»Natürlich hör ich dich, Mutter.«

»Alle außer uns verfolgen die Tschetschenen«, fuhr sie fort. »In Rußland und überall sonst auf der Welt. Und nicht nur die Tschetschenen, sondern russische Muslime ganz gleich wo. Putin verfolgt sie, und Bush bestärkt ihn darin noch. So-

lange Putin das Krieg gegen den Terror nennt, kann er mit den Tschetschenen machen, was er will, und niemand hindert ihn daran. Hab ich recht, Issa?»

Aber Issas kurzer Glücksmoment war längst vorbei. Über seine hohlen Wangen hatten sich wieder die alten Schatten gelegt, in seine Rehaugen war das leidvolle Glänzen zurückgekehrt, und eine abgezehrte Hand schloß sich schützend um das Armband. Sag was, verdammt, fuhr Melik ihn wütend an, aber nur im Geiste. Wenn *mich* jemand plötzlich auf türkisch anredet, dann antworte ich auch auf türkisch, jeder anständige Mensch tut das! Also sag meiner Mutter gefälligst etwas Nettes auf tschetschenisch – oder bist du zu beschäftigt damit, dir auf ihre Kosten den Wanst vollzuschlagen?

Auch andere Sorgen plagten ihn. Bei einer Sicherheitsüberprüfung des Speichers, den Issa inzwischen als sein Hoheitsgebiet ansah – einer höchst verstohlenen Sicherheitsüberprüfung, während Issa unten in der Küche mit seiner Mutter plauderte wie üblich –, hatte er einige entlarvende Entdeckungen gemacht: gehortete Essensreste, als würde Issa die Flucht planen, eine kleine goldgerahmte Porträtaufnahme von Meliks verlobter Schwester mit achtzehn, die er aus Leylas heißgeliebter Sammlung von Familienphotos im Wohnzimmer entwendet hatte, und die Lupe seines Vaters, die auf den Hamburger Gelben Seiten lag, auf einer Doppelseite, die die zahlreichen Banken der Stadt auflistete.

»Gott hat deine Schwester mit einem lieblichen Lächeln gesegnet«, entgegnete Leyla gelassen auf Meliks aufgebraachte Meldung, daß sie es nicht nur mit einem illegalen Einwanderer zu tun hätten, sondern auch noch mit einem Perversen. »Ihr Lächeln wird Issa ins Herz scheinen.«

* * *

Issa war also aus Tschetschenien, ob er die Sprache beherrschte oder nicht. Seine Eltern waren beide tot – aber anderweitig nach ihnen befragt, war er um eine Antwort ebenso verlegen wie seine Gastgeber, zog die Brauen hoch und richtete milde Blicke in die Zimmerecke. Er war staatenlos,